Der Schatzgräber.

Von Ernst Wichert.

Wir hatten einander, so freundschaftlich wir auf der Universität verkehrten, lange nicht gesehen und trafen nun zufällig irgendwo zusammen, um uns dessen sofort zu erinnern. Beide Juristen und in gar nicht sehr entfernten Amtssitzen Ostpreußens thätig, saßen wir doch erst in einem Schweizer Gasthause wieder an demselben Tische, natürlich auch bald beim Glase Wein und in eifrigem Gespräch über allerhand gemeinsam und später getrennt Erlebtes. Ich kannte das Städtchen, in dem er Amtsrichter war. Vor vielen Jahren hatte ich es einmal bei einer Studienreise durch diesen Theil der Provinz besucht, weil mich eine in der Nähe befindliche Ruine interessirte. Es hatte da der Deutsche Orden ein Schloß gebaut gehabt, als er das eroberte Land gegen die heidnischen Preußen vertheidigen mußte. Zwei Jahrhunderte darauf war es von den Polen belagert und schwer beschädigt worden, doch erst wieder nach zweihundert Jahren ging es in dem schwedisch-polnischen Kriege in Flammen auf. Seitdem stand es als eine Ruine und verfiel um so mehr, als lange Zeit jeder in der Nachbarschaft, der bauen wollte, Steine und Ziegel von dort abzufahren sich für berechtigt hielt, bis endlich die weitere Plünderung bei Strafe untersagt wurde. Wind und Wetter widerstand das alte Gemäuer leichter.

Es sollten noch immer sehr ansehnliche Reste, namentlich auch Pforten und Fenster vorhanden sein, deren Bogenform auf Einflüsse des arabischen Baustils hinwies. Ich blieb deshalb im Städtchen über Nacht und machte mich am anderen Morgen zur Besichtigung auf.

Davon sprach ich nun dem Kollegen und erkundigte mich nach den weiteren Schicksalen der interessanten Ruine. Ich wurde lebhafter und rief mir alle näheren Umstände jenes Spazierganges bei schönstem Sommerwetter ins Gedächtniß zurück. Ich erinnerte mich genau meines Führers, der ein Junge von etwa dreizehn Jahren aus dem Dorfe in der Nähe der Ruine gewesen war und mich durch sein aufgeweckteß Wesen gut unterhalten hatte. Von ihm erzählte ich.

Eines Führers hätte ich vielleicht gar nicht bedurft, denn der alte Steinkasten auf dem Sandhügel in der Schleife des kleinen, tief eingeschnittenen Flüßchens war weithin sichtbar. Aber als ich nach dem nächsten Wege fragte, versicherte man, daß ein Weg eigentlich überhaupt nicht vorhanden sei, da kein Mensch in dem verwunschenen Gemäuer etwas zu thun habe und der Zugang zu dem Heidestück, auf dem es stehe, zwischen den Acker- und Wiesenstreifen hin gesucht werden müsse. Ich bat also um jemand, der da Bescheid wüßte, und man nannte mir den Sohn einer Lehrerswittwe, von dem bekannt sei, daß er sich gern oben herumtreibe und die Kinder gruselig mache. Ich holte ihn mir aus einem der letzten Häuschen ab, das seiner Mutter gehören sollte, übrigens dem Verfall nahe schien.

Es bereitete ihm offenbar viel Vergnügen, den Wegweiser abgeben zu können. Er war ärmlich gekleidet und barfuß; das Gesicht zeigte einen träumerischen Ausdruck, das dünne Haar fiel ihm auf die niedere Stirn, und die Augenlider hatten etwas Schweres. Doch fehlte auch nicht ein Zug von Intelligenz oder wenigstens Pfiffigkeit. Sicher zerbrach er sich darüber den Kopf, was ich wohl für ein Mensch sei, und was für Absichten mein Besuch in dem alten Schlosse habe. Wenn er mir ein Stück vorangegangen war und sich dann zurückwendete, sah er mich immer von neuem forschend an, und die Augen wurden dann größer und lebhafter. Als wir die mit Wachholder und Heidekraut spärlich bewachsene Kuppe erreicht hatten, bezwang er denn auch seine Neugierde nicht weiter, sondern fragte geradeaus: „Was wollen Sie eigentlich in dem Schloß, Herr?"

Ich suchte ihm's klar zu machen und fand mehr Verständniß, als ich erwartet hatte. Er wußte etwas vom Deutschen Orden und seinen Ritterbrüdern, auch von den Kämpfen mit den Heiden und den Polen, wußte sogar einen Komtur zu nennen, der die Burg tapfer vertheidigt und zuletzt ganz allein den Feind vom Thor abgewehrt hätte. Das alles war sagenhaft geworden. Er erklärte auch ganz richtig eine schmale Bodeneinsenkung als den früheren Graben und zeigte Fundamentreste der den Hof abschließenden Mauer; das Haupthaus gegenüber war durch mehrere Stockwerke, wenn auch das Dach fehlte und die Gewölbe größtentheils eingestürzt waren, noch am besten erhalten; von dem rechten Flügel stand noch der Thorabschluß der Kirche auf einem mächtigen Unterbau von Feldsteinen, von dem linken waren nur die Unterkellerungen übrig geblieben. Der Junge führte mich in den Ruinen herum, kletterte mir voran durch Fenster- oder Thüröffnungen und wußte auch über den Schutt oder auf Mauervorsprüngen entlang den Aufgang zu einigen oberen Räumen zu finden, in deren Wänden sonderbar gestaltete Kragsteine steckten. Er wollte wissen, was sie bedeuteten, und hörte mir sehr aufmerksam zu, als ich ihm Auskunft gab.

Vornehmlich aber interessirte ihn eine in der dicken Mauer hinabführende Steintreppe, auf der man in einen gewölbten, schon nach wenigen Schritten durch eine Steinfüllung geschlossenen Gang gelangte. Er behauptete geheimnißvoll, dieser Gang habe unter dem Graben hin bis zur Dorfkirche geführt und dort unter dem Altar geendet, wo noch jetzt ein viereckiger Stein im Boden lieg. Es solle einmal bei einer Belagerung ein Ritter auf diesem Wege die Schätze des Ordens haben bergen wollen, aber nicht weit von der Steintreppe verschüttet worden sein. Würde man von oben graben, so müsse man wohl die Stelle finden können. „Glauben Sie, daß das wahr ist, Herr?" fragte er mit einem lauernden Blick.

Ich zweifelte. Von solchen unterirdischen Gängen werde überall gefabelt, und in diesem Hause habe der Orden schwerlich jemals Schätze bewahrt. Höchstens könnte es sich um eine kostbare Monstranz und die Wirthschaftskasse des Komturs gehandelt haben.— In der könnte doch viel Geld gewesen sein, meinte er wichtig. „Und ein Schatz liegt in diesem Schloß verborgen", fügte er sehr überzeugt hinzu, „das weiß ich gewiß!"

„Wie weißt du das so genau?" fragte ich lächelnd.

„Ich weiß es von der alten Meiern", antwortete er, „die Karten zu legen und aus dem Kaffeesatz zu wahrsagen versteht."

„Trifft's auch ein?"

„Ja, oft ist es schon eingetroffen. Die weiß es von ihrer Mutter und die wieder von ihrer Mutter und so immer weiter. Jeder sagt's ja auch. Es ist nur nicht ganz sicher, wer den Schatz verborgen hat, auch zu welcher Zeit das geschehen ist. Als die Schweden in's Land einbrachen, saß hier ein Amtshauptmann, der ein sehr reicher Herr gewesen sein soll. Der hat all sein Silber und Gold vergraben und den Ort allein seiner jungen Gemahlin angezeigt, die krank im Bett lag, denn sie hatte tags zuvor ein Töchterchen bekommen. Was er ihr in's Ohr sagte, hat niemand gehört als das Kind an ihrer Brust. Als nun die Schweden einrückten, haben sie dem Hauptmann scharf zugesetzt und zuletzt, da er nicht sprechen wollte, in Gegenwart der Frau den schwedischen Trunk eingegeben, dem er erlegen ist. Von der verdorbenen Milch ist das Kind erkrankt, so daß sein nahes Ende erwartet werden mußte. Da hat die gnädige Frau gejammert und gebeten, daß man den Herrn Pfarrer hole, um es zu taufen. Aber die Schweden wollten ihr das Geheimniß abpressen und drohten ihr, das Kind müßte ungetauft sterben, wenn sie nicht den Ort verriethe. Das hat sie doch nicht über sich gebracht, da ihr Mann seines Schweigens wegen so elend zu Grunde gegangen war. Und so ist das Kind wirklich ungetauft verstorben. Man soll es manchmal noch wimmern und die Mutter anklagen hören, daß sie besser Gold und Silber als des Kindes Seele bewahrt habe. Sie selbst ist in die Gefangenschaft verschleppt worden und nie mehr zurückgekehrt. Deshalb liegt auch der Schatz noch immer unangerührt." —

Mein Gegenüber hatte hier seine Aufmerksamkeit merklich gesteigert. Die hochgezogenen Augenbrauen und das verschmitzte Lächeln um den Mund gaben mir die Vermuthung, daß er irgend etwas auf die Mittheilungen des Jungen Bezügliches im Sinne habe. Ich sprach sie aus. „Erzählen Sie nur weiter", bat er, „ich komme zur Zeit."

Ich sei eigentlich schon zu Ende, sagte ich. Und ich hatte wirklich nur noch wenig zuzufügen. Da wären nun also schon zwei Schätze in der Erde, hänselte ich den Burschen. „Ja", meinte er ganz ernst, „und es können auch noch mehr sein. Denn in der Franzosenzeit ist ein reicher Mann aus der Stadt mit allem, was er hatte, hierher gegangen und nicht wiedergekommen. Man weiß aber nicht, was ihm begegnet ist." — Ob man denn noch keinen Versuch gemacht habe, die Schätze zu heben, fragte ich. Die Augen des Burschen blitzten. „Oh!" rief er, „mehr als einmal. Sehen Sie diese Löcher im Erdboden und dort an der Mauer entlang, da ist überall gegraben worden. Aber gefunden ist nichts. Die alte Meiern sagt, das sei auch kein Wunder, man müsse doch erst einen bestimmten Anhalt haben, wo der Schatz liege."

„Was für einen Anhalt?"

Er blinzelte zu mir hinauf, ob er mir trauen könnte. „Es heißt, ein Hund bewacht den Schatz", fuhr er dann fort, „und wer die feurigen Augen sieht, weiß schon genug. Es giebt aber auch Wünschelruthen; wo die sich neigen, da muß man nachgraben. Wer sie sichnur verschaffen könnte!"

Auf dem ganzen Rückwege kam er von diesem Gegenstand nicht los; ich sollte durchaus wissen, von welchem Holz und in welcher Jahreszeit die Wünschelruthen geschnitten werden müßten. Er sei ein Sonntagskind, versicherte er. Ich bedauerte, ihm nicht helfen zu können, und ermahnte ihn ernstlich, seine Gedanken von so thörichten Dingen abzubringen. Darüber wurde er sehr traurig und steckte das Geldstück, das ich ihm beim Abschied gab, unbesehen in die Tasche.

„Wie hieß der Junge?" fragte der Amtsrichter.

Ich dachte nach. „Wenn ich nicht irre, Martin."

„Ganz recht. Und mit Vatersnamen?" Ich zuckte die Achseln.

„Duscheck vielleicht?"

„Mir schwebst so vor — ja Duschek."

„Es trifft sich merkwürdig", nahm er nach kurzem Nachdenken das Wort, „daß ich die Geschichte weiter erzählen kann. Was ich selbst von ihr erlebte, wird mir jetzt erst ganz klar. Es soll sich gleich ergeben, weshalb. — Ich muß um acht, neun Jahre später als Richter nach dem Städtchen gekommen sein. Aus den alten Steinen machte ich mir wenig; der erste Sommer verging, ohne daß ich sie mir in der Nähe angesehen hätte. Da passirte zu Anfang des Herbstes etwas, wodurch, auf Umwegen freilich, meine Aufmerksamkeit darauf gerichtet wurde. Die Sache ging den Untersuchungsrichter an.

Nicht weit von der Stadt und jenem Dorfe unter der Ruine besaß nämlich ein gewisser Damerau eine große Ziegelei, die viele Arbeiter aus der Umgegend beschäftigte. Dem hatte seine Frau ein sehr schwächliches Kindchen geboren, das denn auch schon am zweiten Tage starb, ohne daß es hatte getauft werden können, was den strenggläubigen Eltern sehr schmerzlich war. Die kleine Leiche wurde auf dem Dorfkirchhof beerdigt. Als Damerau bald darauf das Grab besuchte, fand er zu seinem Schrecken die Kränze abgeworfen und das Erdreich aufgewühlt. Erst meinte er, Thiere könnten die Beschädigung angerichtet haben. Als er aber den Todtengräber zuzog und dieser mit dem Spaten tiefer ging, um sich zu überzeugen, ob der Sarg noch seine richtige Stelle habe, zeigte es sich, daß der Deckel abgehoben und die rechte Hand des Kindes über dem Gelenk scharf abgeschnitten war. Nun wurde auf dem Gerichte Anzeige erstattet.

Es fand sich im Sarge die Spitze eines Messers, das augenscheinlich beim Abheben des Deckels benutzt und abgebrochen war. Sonst nichts, was auf die Spur hätte führen können. Ich hatte keinen Zweifel, daß diese Leichenschändung nicht sich selbst Zweck war, sondern irgend einem abergläubischen Grunde diente. Denn wenn Dameran, ein etwas strenger Herr, auch unter seinen Arbeitern Feinde haben mochte, so konnte die Rohheit der Leute doch unmöglich so brutal sein, sich auf diese Weise zu rächen, und das Fehlen der Hand ließ ja auch kaum eine andere Auslegung zu, als daß dieser Leichentheil zu irgend einem finsteren Werke benutzt werden sollte.

Bei der Vernehmung Dameran's ergab sich, daß er am Abend, als das Kind immer schwächer wurde, einen seiner Arbeiter aus dem Kirchdorfe beauftragt hatte, auf dem Heimwege im Pfarrhause vorzusprechen, dem Herrn Pfarrer zu bestellen, daß das Kind wahrscheinlich die nächste Nacht nicht überleben werde, und ihn zu bitten, schleunigst nach der Ziegelei zur Taufe zu kommen. Es war auf ihn aber vergeblich gewartet worden. Das Kind starb in der Nacht. Dameran, der über die vermeinte Nachlässigkeit sehr ungehalten war, stellte am anderen Morgen den Geistlichen zur Rede, erfuhr nun aber, daß er gar nicht gerufen worden war. Nun wurde der Arbeiter befragt und gab zu, daß er, weil er mit anderen Leuten um das Dorf herum nach Hause gegangen sei, den Auftrag vergessen haben, später aber, als er ihm wieder einfiel, das Pfarrhaus schon verschlossen gefunden habe. — Das war ja möglich.

Dieser Arbeiter hieß Martin Duscheck. Man schilderte ihn mir als einen finsteren, etwas unheimlichen Gesellen, mit dem Niemand gern umging. Man nannte ihn den Schatzgräber und behauptete, daß er sich mitunter ganze Nächte in der Schloß-Ruine herumtreibe, wo es doch nicht geheuer sei. Noch kein Mensch habe ihn lachen sehen, und er spreche auch nur das Nothwendigste. Er hatte von seiner Mutter ein Häuschen ererbt, diesen Besitz aber bald verkauft und sich einige Jahre lang auswärts aufgehalten, man wußte nicht, wo. Ganz mittellos war er dann plötzlich zurückgekehrt und hatte in der Ziegelei Arbeit angenommen. Er befand sich bei der alten Meiern in Schlafstelle, einem Weibe, dem man wenig Gutes nachsagte, aber auch nichts Schlimmes beweisen konnte. Herr Dameran gab ihm kein schlechtes Zeugniß; er arbeite langsam, aber ordentlich, und trinke nicht. Manchmal komme er wie verträumt in die Ziegelei und müsse vom Aufseher wie ein unmündiges Kind angestellt werden, und mitunter bleibe er auch ohne ersichtlichen Grund einige Tage lang ganz fort. Auf Fragen gebe er keine Antwort. Arbeite er erst wieder, so sei er verständig wie vorher und überhaupt gut lenksam. Daß er den Auftrag an den Pfarrer vergessen würde, hatte Damerau ihm zwar nicht zugetraut, zumal er anscheinend mit ungewöhnlicher Theilnahme aufmerkte, aber „dem stupiden Volk und nun gar dem da" sei in solchem Falle zu glauben: „so einer denkt an gar nichts."

Martin Duscheck war beim Begräbniß auf dem Kirchhof gewesen, obgleich er da nichts zu thun hatte; auch war er vom Todtengräber an demselben Abend noch einmal am Zaun gesehen worden, ohne daß er doch eingetreten war. Er hatte eine Weile gestanden und sich von der untergehenden Sonne bescheinen lassen, sagte der Mann. Ob das auch sonst seine Gewohnheit gewesen sei?

Darüber konnte er nichts bekunden. Ein paar Leute, bei denen ich mich beiläufig nach ihm erkundigte, meinten, er sei nicht ganz richtig im Kopf.

Das war für eine Spur wenig oder nichts. Ich wollte mir den Menschen aber doch ansehen und ließ ihn mir vorführen. Er schien mir ein schlechtes Gewissen zu haben und sich nicht einmal sonderlich Mühe zu geben, dies zu verbergen. Unter den schweren Augenlidern wanderten scheue Blicke nach mir und dem Aktuar hin. Als ich ihn fragte, ob er nicht wisse, wer das Grab geöffnet habe, entfärbte er sich und schüttelte nur den Kopf; er sah überhaupt recht jämmerlich aus, wie einer, der in Tagen nichts gegessen und getrunken, und auch nicht geschlafen hat. Die Nacht über wollte er zu Hause gewesen sein, die alte Meiern werde nichts anderes sagen können. Am Zaun des Kirchhofes habe er gestanden, weil ein Mädchen ihm etwas aus der Stadt mitzubringen versprochen hatte, worauf er warten mußte. Seine Mutter sei da begraben, im übrigen gehe ihn keiner etwas an.

Ich versuchte nun ein Mittel, das unter Umständen Erfolg versprach. Während ich mich mit Duscheck über die Arbeit in der Ziegelei unterhielt, machte ich mir an einem mit Bindfaden verschnürten Aktenbündel zu schaffen. Ich hatte absichtlich die Schlinge ausgezogen und konnte den Knoten nicht lösen. Haben Sie vielleicht ein Messer? fragte ich wie beiläufig. Er faßte sogleich in die Tasche und holte ein Klappmesser mit Hornschale hervor, wie es jedermann auf dem Lande bei sich zu tragen pflegt. Er reichte es mir zu, und erst als ich danach griff, schien ihm der Gedanke zu kommen, daß er voreilig gewesen sei, denn er zuckte mit der Hand zurück. Ich faßte aber das Messer und öffnete es auch sogleich. Die Spitze der Klinge war abgebrochen.

Ich fragte ihn, wie das gekommen sei, und er stotterte irgend eine unschuldige Erklärung zusammen. Es sei merkwürdig, äußerte ich, daß man in dem kleinen Sarge eine Messerspitze gefunden hätte. Nun riß er die Augen auf und starrte mich erstaunt an, antwortete aber nichts. Ich wickelte das Fundstück aus dem Papier und hielt es an die Klinge. Es paßte genau. Duscheck schien einzusehen, daß kein Leugnen weiter helfen könnte; er legte ein Geständniß ab, daß er der Thäter gewesen sei.

Bei der Erzählung, wie er in der Nacht auf dem Kirchhof gegangen sei, zwischen Grabkreuzen und Leichensteinen hindurch im Dunkeln die frische Begräbnißstelle gesucht, mit einem Scherben die noch lose Erde aufgewühlt, den Sarg herausgenommen und geöffnet, dann mit dem Messer die Hand abgeschnitten habe, schien ihn eisiger Schauer zu durchlaufen. „Ich hatte mir's nicht so schrecklich gedacht," sagte er.

Was war aber das Motiv der That? Er wollte lange nicht mit der Sprache heraus. Gegen Herrn Damerau habe er keine Feindschaft, versicherte er ganz glaubwürdig. „Es hätte ja auch ein anderes ungetauftes Kind sein können." — Ein ungetauftes? — Ja, er habe gewußt, daß das Kind des Herrn Damerau ungetauft verstorben sei. — Wäre es denn sein Wunsch gewesen, daß es ungetauft sterben sollte? — Nein, er hätte nicht gewünscht, daß es sterbe, auch nicht geglaubt, daß es so bald sterben würde. Als Herr Damerau ihn aufforderte, den Pfarrer zu rufen, habe er noch an nichts gedacht. Er sei ja auch wirklich nach dem Pfarrhause gegangen; hätte er es offen gefunden, so wäre die Bestellung ausgerichtet worden. Da er es aber schon geschlossen gefunden habe, sei ihm das ein Wink gewesen, abzuwarten, wie's kommen werde. — Weshalb er dann nicht die Glocke gezogen habe? Darauf schwieg er erst eine Weile. Dann auf weiteres Drängen sagte er: „Wenn der liebe Gott wollte, daß das Kind ungetauft sterben sollte, so war es gut."

Für wen gut? Ich ließ nicht ab, bis ich noch folgendes herausgebracht hatte. Er habe zuverlässig gehört, daß die Hand eines ungetauft verstorbenen Kindes, wenn man sie an eine Ruthe binde, verborgene Schätze anzeige. Im alten Schloß liege so ein Schatz, und er habe sich überzeugen wollen, ob man ihm die Wahrheit gesagt hätte. Ueber die Person dessen, der ihn so unsinnig belehrte, bewahrte er hartnäckiges Stillschweigen; ich zweifelte aber nicht, daß die Meiern mit im Spiel sei. Von einem solchen Aberglauben war mir nichts bekannt. Jetzt kann ich's mir erklären, auf welchen Wegen er sich gleichsam für diesen besonderen Fall ausgebildet hatte. Das Kind des Amtshauptmanns, der dem Schwedentrunk erlegen war, hatte ungetauft sterben müssen; es hatte an der Brust gelegen, als er seinem Weibe das Geheimniß mittheilte, wo er seine Werthsachen verwahrt habe, und war so zum Mitwisser gemacht. Und nun ein Sprung, der sich in der Volksphantasie leicht vollzieht: ein ungetauft verstorbenes Kind kann den Schatz anzeigen. Ich erfuhr aber damals die Geschichte von dem unglücklichen Amtshauptmann nicht, und mir fehlte daher jeder Zusammenhang in dem, was geschehen war.

Ich fragte Duscheck, ob er denn nun den Schatz gehoben habe. Er schüttelte den Kopf. Es sei noch nicht die Zeit gewesen. — Wo er denn die Hand gelassen habe? Das wollte er nicht sagen.

Nun ließ ich ihn in's Gefängniß abführen und ihm eine Zelle für Untersuchungsgefangene anweisen, die auf ebener Erde lag. Das vergitterte Fenster ging auf den von einer niderem Mauer umgebenen Hof. Es kann sein, daß das eiserne Gitter lange nicht revidirt war, die Ziegelsteine, in welche es eingriff, früher schon gelockert waren. Jedenfalls erhielt ich am anderen Tage die Meldung, daß der Vogel ausgeflogen war. Duscheck hatte zwei von den eisernen Stäben ausgebogen und sich durchgezwängt, dann zwei Fäßchen, die er auf dem Hof fand, übereinander gestellt und diese leicht erklettert, um auf der anderen Seite sich hinabfallen zu lassen, was ungefährlich war. Auf dem Steinpflaster konnten Fußspuren nicht gesucht werden.

Es versteht sich von selbst, daß zwei Gensdarmen sofort die Stadt, das Dorf und die ganze Umgegend absuchten; der Flüchtling war nicht aufzufinden. Die alte Meiern gestand, daß er nach Hause gekommen und in seine Kammer gegangen sei, verschwor sich aber, daß sie ihn gar nicht gesprochen habe, er auch nach wenigen Minuten wieder fortgegangen wäre. Gesehen hatte ihn sonst niemand. Auch in der Ruine war nach ihm vergeblich gesucht worden. Es wurde ein Steckbrief hinter ihm erlassen, aber er blieb verschwunden.

Die Sache ging mir noch lange im Kopf herum. Es war mir nicht recht, glaublich, daß die Furcht vor Strafe Duscheck zur Flucht veranlaßt hätte; für wahrscheinlicher hielt ich es, daß er die Hebung des Schatzes nicht unversucht lassen wollte und zu diesem Zweck die Leichenhand aus einem Versteck seiner Schlafkammer holte. Vielleicht ließ sich doch eine Spur seiner Thätigkeit in der Ruine auffinden. An einem schönen Herbsttage machte ich mich also wirklich dahin auf den Weg.

Im Dorf nahm ich den Schulzen und ein paar Jungen mit, die in dem alten Gemäuer schon öfter herumgeklettert sein sollten. Wir fanden an den Mauern entlang überall tiefe Löcher und Schutthaufen, die aber nach der Versicherung der Jungen schon früher dagewesen wären. Endlich bemerkte ich eine schmale Steintreppe, die in einen halbdunklen Gang hinabführte. Der Boden desselben war mit Steinen überschüttet, die sich in geringer Entfernung zu einem Haufen thürmten, über den hinweg man durch einen Spitzbogen in's Stockfinstere sah.

Ich zündete ein Streichholz an und leuchtete; ein zweites und ein drittes, als ich unter den Steinen etwas Schwarzes erblickte, das die Form einer Stiefelspitze hatte. Wir räumten einige von den Steinen fort, und nun war's gewiß, daß ich mich nicht täuschte. Ein Fuß kam zum Vorschein und bald auch das Bein. Nun ließ ich aus dem Dorfe einige Arbeiter und auch Lichter holen. Unter dem Steinhaufen, der fast bis zum Gewölbe aufreichte, fand sich die Leiche des Martin Duscheck mit zertrümmertem Schädel. Die Hände waren zusammengekrampft. Neben der einen lagen die Splitter eines Stöckchens, und bald zeigte sich auch die kleine Leichenhand, welche an dessen Spitze gebunden gewesen war. Auch eine zerbrochene Laterne wurde aufgefunden.

Es hieß, der Gang sei vor alter Zeit schon mit Feldsteinen vermauert gewesen. Offenbar hatte Duscheck, die Leichenhand tragend, hinter dem Verschluß den Schatz zu finden gehofft. Er hatte die Steine unten ausgehoben, um einen Durchgang zu erzwingen, und er muß bereits eine Oeffnung hergestellt gehabt haben, als die lose Füllung einstürzte und ihn begrub.

Uebrigens war der Gang, der sich bald nach außen wendete und hier mit Erde verschüttet war, ganz leer. Duscheck hätte hier keinen Schatz gefunden." —

Ob man sich nun beruhigt haben wird? Schwerlich.

Sklavenkost-Millionärsspeise.

Vielleicht wird es nicht mehr sehr lange dauern, bis die Terrapin-Schildkröte, auch „diamond-back" genannt, nur noch ein Name sein wird, und ein großer Theil des amerikanischen Publikums selbst diesen Namen nicht mehr kennt! Es scheint, daß sich das Aussterben dieser Thiergattung noch weniger aufhalten läßt, als dasjenige der stolzen Büffel, obwohl sie ehedem noch zahlreicher war, als letztere.

Nicht minder bemerkenswerth aber, als das Seltenerwerden der Terrapins, ist die radikale Rangveränderung, welche sie als Speiseartikel erfahren haben. Einst bildeten sie eine verachtete Sklavenkost, — heute sind sie eine Luxusspeise für Reiche, und bald wird es dahin kommen, daß nur Millionäre sie sich leisten können, bis endlich diese Thiere für kein Geld mehr erhältlich sein werden!

Es lohnt sich, besonders dieser culinarischen Geschichte der kleinen Terrapin-Schildkröte etwas näher nachzugehen.

Einst wimmelten gewisse Regionen unserer atlantischen Küste von unzählbaren Mengen dieser Schildkröten, die geschäftlich ungefähr so werthlos waren, wie die gewöhnlichsten Ackerschnecken. Zunächst wurden die Thiere von den südlichen Plantagenbesitzern in Verwendung genommen, aber nicht für ihren eigenen Tisch, sondern nur als Kost, und zwar als Zwangskost, für ihre Negersklaven. Da diese Schildkröten sogut wie nichts kosteten, so wurden sie den Sklaven so oft wie möglich vorgesetzt, und dieselben faßten eine so große Abneigung gegen sie, daß gütig veranlagte Pflanzer häufig, wenn sie Sklaven veräußerten, sich von dem Käufer contraktlich ausbedangen, daß er ihnen nicht öfter als zweimal die Woche Terrapin-Schildkröten gebe!

Nach und nach jedoch wurden vereinzelt auch Weiße auf die Vorzüge eines Terrapin-Gerichtes aufmerksam, und der eine oder andere faßte wirklich eine Vorliebe dafür. Aber erst um das Jahr 1850 herum — wenigstens sind keine diesbezüglichen Nachrichten aus früherer Zeit vorhanden — kam es vor, daß Fischer solche Thiere regelmäßig zu Markt zu bringen begannen.

Man zahlte für das Stück, je nachdem, 5 bis 20 Cents, und dies war eine ganz anständige Bezahlung, wenn man bedenkt, daß oft mit einem einzigen Zug eines Schleppnetzes drei- bis vierhundert der Thiere eingefangen wurden, und auch ohne Hilfe eines solchen es eine Kleinigkeit war, mehrere Dutzend im Tag einzubringen. Die Terragin-Schildkröte begann, die erste Stufe ihrer Beliebtheit bei Feinschmeckern zu erreichen; aber zugleich war sie noch so massenhaft zu haben, daß manche Liebhaber sie in Ochsenwagenladungen kommen zu lassen und sie wie ebenso viele Kohlen im Keller aufzuheben pflegten.

Doch es kam die Zeit, da der wahre Werth der Terrapin-Schildkröte als eines der feinsten Leckerbissen allgemein anerkannt wurde. Jetzt führt aber die gestiegene Nachfrage erst recht zu einem furchtbaren Aufräumen unter dem bereits bedeutend verminderten Bestand!

Zu jeder Jahreszeit wurden sie gefangen, ohne Rücksicht auf die Brutzeit, das Alter und das Geschlecht. Den jungen Thieren wurde gar keine Zeit mehr gelassen, groß zu werden. Natürlich mußte diese Raubfischerei die verhängnißvollsten Folgen haben. Sogar nach Europa wurden viele der Thiere geschickt.

Heutzutage bringen Terrapin-Schildkröten, welche an der unteren Schale weniger als 6 Zoll messen, bis zu $30 das Dutzend, größere aber verkaufen sich zu 60 bis 80, und gar die größten zu 100 bis 120 Dollars! Und sicher wird der Preis noch immer höher klimmen, so lange sie überhaupt zu haben sind.

Es ist auch in diesem Fall vielfach versucht worden, mit künstlicher Züchtung nachzuhelfen; aber bis jetzt waren keine dieser Versuche von Erfolg gekrönt. Einmal ist, wie sich nach dem Gesagten denken läßt, schon die Ausstattung einer „Terrapin-Farm" recht kostspielig, und auf alle Fälle vergehen 13 bis 15 Jahre, bis die jungen Thiere überhaupt verkäuflich sind. Das Schlimmste aber ist die geringe Kenntniß von den Lebensgewohnheiten dieser interessanten Geschöpfe!

Ein Soldatenbrief aus alter Zeit.

In der in Braunschweig veranstalteten Ausstellung vaterländischer Erinnerungen aus der Zeit von 1806 bis 1815 findet sich auch das Original des nachstehend im Auszuge wiedergegebenen Briefes, welchen ein Braunschweiger Soldat nach der Schlacht von Waterloo an seine Eltern schrieb: „Liebe Aeltern! Wir sind den 16, 17ten und 18ten immerst im Feuer gewäßt, aberst da gieng es einmal her, riff, raff, piff, paff, bey Mennecken-meyer um mich fielen immerst 10 bis 12 Mann in einer Flanke, nu könnt Ihr denken, wie's herging, Arme un Beine alles weck, mich haben die Rackers den Roßschweif vor der Nase wegcschossen, aberst haben auch wol Schläge getriegt, immer druf mit der Kolbe. Liebe Aeltern. Gottloff daß ich schreiben gelernt habe, nun kann ich euch doch Nachricht geben. Ihr könnet denken, daß mein Leben an einem seidenen Faden gehängt hat, nehmt mal den Roßschweif, der sich doch dichte an den Koppe, aberst, wenn ich erst mal wiederkomme, dann sollt Ihr hören un Maul und Nase aufsperren, un daß ist kein Spaß. Kunradt und Suppe sind dot und Andreas Dreibe is auch dodt, aberst ich lebe, und daß is mannt recht gut, denn Ihr hättet euch mein Dag nicht zufrieden aegeben. Grüßt Marlenen, die wird sich freuen, und der Herzog seint auch todte, den hat eine Kugel durch das Leib geschoten, und da haben sie ihm aus der Pattalge auf die Packanetter weggedragt. Nu will ich aufhören, wenn ich einmal komme, sollt ihr mehr hören. Gottloff, daß ich noch lebe. Griest auch den Schapmeister, damit er weiß, daß ich gut durchgekommen bin. Ich verbleibe Euer Kunrat.

Grießt ja Marlenen nochmal."

Richtig angewandt.

Fräulein (zu ihrem Tänzer, einem Juristen): „Nein, wie ungeschickt dieser Herr Braun ist! Schon dreimal ist er mir auf die Schleppe getreten!"

Tänzer: „Wenn gnädiges Fräulein wünschen, lassen wir ihm einen Haftbefehl zugehen wegen unbefugter Betretung fremden Eigenthums!"